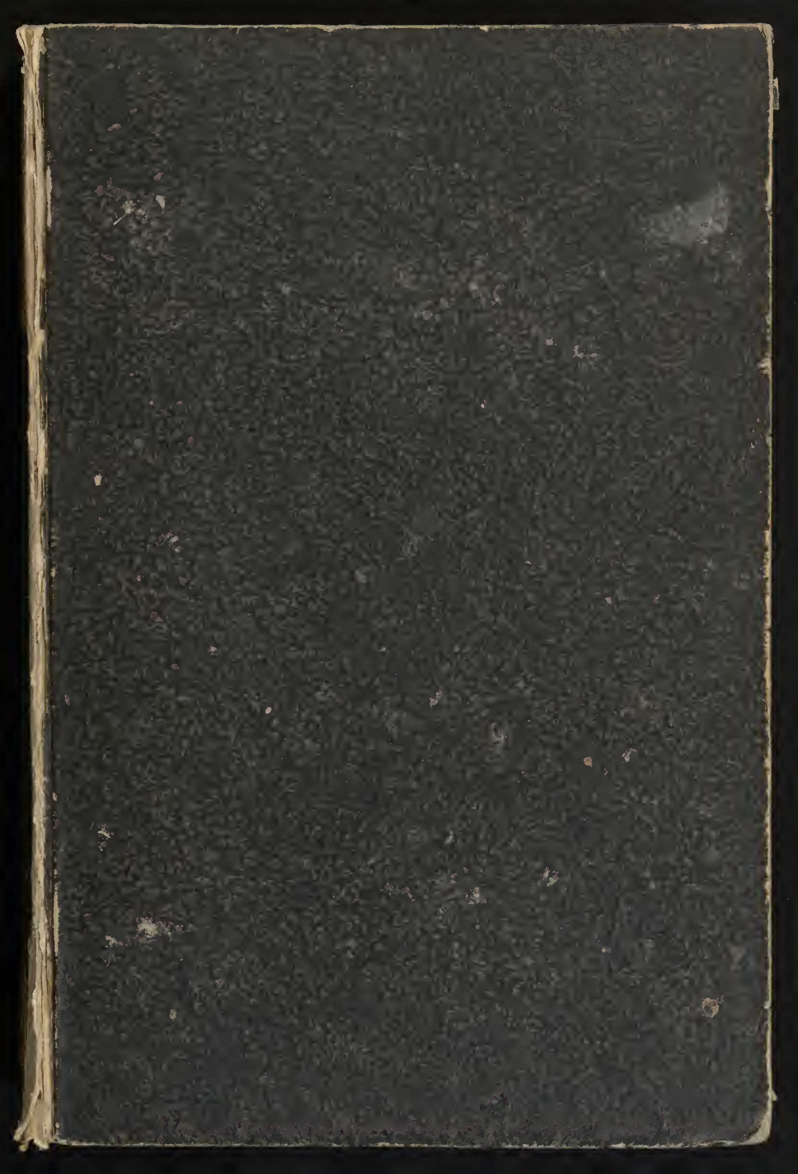
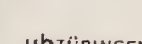







und
inem
alten
nende
Seite
der
auf=
mbi=
ion,
nnern
ebes=
hern
ltniß
Tod
artes,
am
bin=
Idee,
einer
und
von
alsche
n zu
Mit=
den
die
hliche
nicht
rung
ngsten
owohl
gebiet
dem
atür=
ehin=

eichen
ngen;
erste
r die
ndniß



Die drei Buddha's in China.

Rosette Schrumpf.

Erste Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

Woher unser Herr seine Leute nimmt, ist für alle diejenigen, welche Freude haben am Werk seiner Hände, eine Frage von eben so großer Wichtigkeit als die, zu was allem er sie verwendet. Haben wir neulich im Leben des edlen Lacroix die Spur eines Mannes verfolgt, der auf der Grenze französischen und deutschen Lebens heranwuchs, um nachher in holländischer und englischer Umgebung den Heiden das Evangelium zu verkündigen, so stellt sich dem nun nicht unwürdig an die Seite das Bild einer Missionsfrau, welche ähnliche Verhältnisse durchlief, aber freilich viel schneller das Ziel ihres Laufs erreichte. Es ist dieß die Gattin des Pariser Missionars Schrumpf, die ihr Leben großentheils selbst beschrieben hat.*) Sie hatte diese Blätter zunächst für ihre eigenen Kinder und ihre übrige zahlreiche Familie bestimmt, in deren Kreis sie geliebt und innig verehrt war. Daher mag es auch sich erklären, daß sie so offen und unverhüllt über Alles sich ausspricht, was ihr im Leben begegnet ist, und öfters Urtheile über Personen und Sachen hier niedergelegt, die wie es scheint nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Welche Gesichtspunkte aber auch den Herausgeber dieser Autobiographie geleitet haben mögen, wir sind ihm aufrichtigen Dank schuldig für das unverhüllte Bild, das er vor uns hinstellt. Es ist lehrreich auch in den Zügen, die wir vielleicht anders wün-

---

*) Autobiographie de Mme. Rosette Schrumpf, née Vorster, Missionaire au Sud de l'Afrique. Strasbourg 1862. Zu haben (à Fr. 1.25) bei Herrn C. Schrumpf, 278, Schiltigheim bei Straßburg, sowie im Dépôt des livres religieux, vieux-Marché aux Poissons, 30.

sche n mögen. Jedenfalls ist die ganze, volle und rückhaltslose Hingebung an den heiligen Beruf, zu dem diese Frau sich von Gott erwählt wußte, so erhebend und köstlich, zumal in unsrer Zeit, wo so wenig ganze Charaktere sich finden, daß wir uns herzlich freuen, ein solches Bild unsern Lesern vorführen zu können.

Wir lassen ihre Jugenderlebnisse und ihre ersten Erfahrungen auf dem südafrikanischen Missionsgebiet sie selbst erzählen, zumal da die Art und Weise ihrer Erzählung selber wieder ein ungewöhnlich durchsichtiges Bild ihres Wesens zu geben geeignet ist.

---

1. Die Zeit der Jugend.

„Geboren wurde ich," schreibt sie, „am 3. April 1815 auf einem reizenden Landgut am Ufer des Rheins. Mein Vater, C. F. Vorster, war seiner Zeit einer der angesehensten Fabrikanten Rheinpreußens. Meine Mutter, geb. von Perrot, hatte jung geheiratet und die schweizerische Heimat verlassen, um dem Manne zu folgen, der ihr Herz gewonnen hatte. Sie war in der Brüdergemeinde erzogen und dann in das Treiben der großen Welt hinein geworfen worden, aus dem ihr unbefriedigter Geist sich nach Ruhe und Einsamkeit sehnte. Mit Freuden sah sie es, als ihr Gatte drei Jahre nach ihrer Verheiratung beschloß, sich nach Hamborn, einem frühern Kloster bei Düsseldorf, zurückzuziehen. Er betrieb daselbst mehrere Papierfabriken, während meine Mutter die Armen und Kranken besuchte, deren sie sich mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt annahm. Endlich schenkte ihr der Herr einen Sohn, das Ziel all ihrer Wünsche und Hoffnungen, und diesem Sohne folgten bald nach einander sieben andere nicht weniger geliebte Kinder. Unsre theuern Eltern ließen sich unsre Erziehung aufs zärtlichste angelegen sein. Ich war die Zweite ihrer kleinen Familie und hatte mein achtes Jahr noch nicht erreicht, als ein Hauslehrer für meinen Bruder und mich berufen wurde — ein Mann, der alles Zutrauen verdiente. Es war eine schöne Zeit! Von Vater und Mutter auf den Händen getragen, sah ich Nichts auf der Welt als sie. Ihnen zu gefallen war mein einziges Bestreben. Ich liebte Gott, weil sie ihn liebten; ich fürchtete ihm zu mißfallen, weil ich eben damit meinen Eltern mißfallen hätte; ich betete viel, denn meine Mutter hatte mir gesagt, Gott erhöre die Gebete der Kinder, so war ich der Erhörung gewiß.

„Als ich elf Jahre alt war, betrachtete mich meine Mutter ganz als ihre Freundin. Ich war ungewöhnlich frühreif, sowohl dem Leib als auch der Seele nach. Neun Stunden des Tages nahmen meine Studien ein; dann half ich der Mutter, arbeitete für die Armen, las auch oder lernte schöne Gedichte auswendig. Alle Spiele langweilten mich; viel lieber war ich mit Mama allein. Sie theilte all ihre Lectüre mit mir, Bücher, die mich begeisterten, die aber keineswegs für mich paßten. Oft blieben wir Nachts bis ein Uhr auf, um irgend einen anziehenden Roman zu lesen.

„Nun entschloß sich mein Vater, Hamborn zu verlassen und sich nach Marburg zu begeben, um in jener Universitätsstadt die Bildung seiner Söhne zu vollenden. Dieser Entschluß kostete ihn große Ueberwindung; doch hielt er ihn für nothwendig, da er den Gedanken nicht ertragen konnte, einen Sohn aus dem elterlichen Haus in das gefahrvolle Universitätsleben übergehen zu lassen. Nach manchen Widerwärtigkeiten gelang es ihm die Güter an seine Vetter zu verpachten, welche sich bisher als rechtschaffene Männer erwiesen hatten. Allein von jener Stunde an wurde mein armer Vater düster und nachdenklich, verbrachte oft ganze Tage, ohne ein Wort zu sprechen, während er doch fortfuhr mich mit Liebkosungen und Zeichen seiner Anhänglichkeit zu überhäufen. Wohl erinnere ich mich noch, wie er mich eines Tages in sein Studirzimmer rief, an sein Herz drückte und zu mir sagte: 'Da, meine theure Rosette, nimm die Kette, die mir deine Mutter am Tage unsrer Hochzeit um den Hals legte; hier ist auch die Stecknadel, die sie mir am gleichen Tage bescheerte. Ich wünsche, daß du diese beiden Stücke zum Andenken an mich tragest, denn ich brauche sie nicht mehr.' — 'Warum, mein Vater?' fragte ich, und hatte Mühe, meine Thränen zurückzudrängen. — 'Das wirst du bald sehen, mein Kind,' antwortete er mit einem Seufzer. Während dieser Zeit seiner Schwermuth pflegte er Abends um zehn Uhr zu Bette zu gehen, dann winkte er mir, ihm zu folgen. Ohne Bedauern ließ ich mein Buch liegen und gieng auf mein Zimmer; denn bald darauf rief er mir wieder: 'Komm, mein Kind!' Dann kniete ich an seinem Bette und betete. In jenen unvergeßlichen Augenblicken legte mir Gott selbst die rechten Worte in den Mund. Ich fühlte, daß der, den ich mehr als mein Leben liebte, krank sei und vor Allem an der Seele leide, daß alle die leeren menschlichen Tröstungen hier nichts ausrichten und nur Eines ihm wohlthue, nämlich Gottes Wort.

„Von jener Zeit an benützte ich alle Freistunden dazu, Bibelsprüche auswendig zu lernen; ehe ich aber darangieng, warf ich mich auf meine Kniee mit der Bitte, Gott selbst möge mir diejenigen Stellen zeigen, die den meisten Eindruck auf meinen Vater machen könnten; wenn ich betete, suchte ich mich möglichst an Bibelausdrücke zu halten. Dann konnte mich mein Vater segnen, als sei ich ihm von Gott beigesellt, um ihn himmelwärts zu leiten; er konnte mich seinen 'tröstenden Engel' nennen und ausrufen, wie glücklich er sei, ein solches Kind zu besitzen. — Armer Vater! was war ich doch, und was bin ich noch jetzt! Aber der Herr hat sich mir geoffenbart und mich aus der Finsterniß ins Licht, aus dem Tode zum Leben geführt.

„Meine Mutter reiste bald mit meinen Geschwistern nach Marburg, um dort unsre neue Wohnung einzurichten, während ich mit drei jüngeren Schwestern bei meinem theuern Vater zurückblieb. Er wurde immer düsterer und stiller. Morgens stand er schon gegen drei Uhr auf, gieng jedesmal an meinem Bett vorbei, über welches er sich niederbeugte und mich sanft auf die Stirne küßte; dann schlich er sich auf den Zehen hinaus, um mich nicht aufzuwecken. Aber ich hatte alles bemerkt; kaum war er hinaus, so stand ich auf und gieng in die Küche, um ihm eine Tasse Kaffee zu bereiten. Ganz glücklich, eine Gelegenheit zu haben, eintreten zu dürfen, öffnete ich leise die Thüre seines Kabinets und stellte ihm ohne ein Wort sein Frühstück auf den Tisch. Ich konnte kaum den Blick von ihm wenden, denn ich ahnte, er werde nicht mehr lange bei uns sein. 'Was machst du schon hier?' fragte er mich. — 'Papa, ich kann dich nicht so allein lassen, du bist so traurig.' — 'Ja, ich bin traurig; komm und tröste mich, mein Kind.' — Dann nahm ich die Bibel und las ihm vor; nach und nach glättete sich seine Stirne und seine Augen füllten sich mit Thränen, während er mit mir über das Gelesene sprach. Zuweilen sagte ich ihm auch eines unsrer schönen deutschen Lieder von Neander oder Lampe. Doch genug von dem armen Vater; in zwei Monaten hatte er ausgekämpft.

„Bald folgten wir der lieben Mutter nach Marburg. Dort legte sich mein Vater, um nicht wieder aufzustehen. Während der vierzehn Tage, die er im Bett zubrachte, beschäftigte er sich stets mit seinen Angelegenheiten und diktirte mir Briefe, die ich in die Geschäftsbücher abschreiben und absenden mußte. Noch am Tage seines Todes schrieb ich sieben Briefe, welche er überlas und eigenhändig siegelte. Die

tiefgebeugte Mutter pflegte seiner mit aller erdenklichen Sorgfalt. 'Meine Freundin, fürchte nichts, ich werde dich noch nicht verlassen,' sagte er zu ihr. Es war elf Uhr Nachts, mein Vater schien ruhiger, und Mama überredete mich ein wenig auszuruhen. Nachdem ich den theuern Kranken, der zu schlafen schien, das letzte Mal geküßt hatte, begab ich mich auf mein Zimmer.

„Das war bereits der Todesschlaf! Nach einer halben Stunde stürzte Mama in mein Zimmer herein und rief: 'Er ist todt!' — 'Wer?' fragte ich: so neu war mir der Gedanke. — 'Dein Vater ist todt!' wiederholte sie und schloß mich zitternd und jammernd in die Arme. Ich mag nicht von unserm Schmerz reden. Ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer stand ich neben der Leiche des liebsten Vaters. Meine Seele kannte noch nicht die unendliche Liebe des Vaters, der mir im Himmel blieb. Ich sah die Verzweiflung meiner armen Mutter. Sie war allein; sie bedurfte einer Stütze. Ich entschloß mich, von nun an allein für sie und unsre Familie zu leben. Gott stärkte mich und half mir, das Nöthige zu besorgen, obgleich ich noch keine zwölf Jahre alt war. Meinem Vater hatte es in der letzten Zeit Vergnügen gemacht, mich einen Blick in seine geschäftlichen Angelegenheiten werfen zu lassen; so wurde es mir nach seinem Abschied nicht allzu schwer, mit einiger Mühe und Ausdauer die Geschäfte zu berichtigen, die er nicht mehr ganz hatte ordnen können.

„Um jene Zeit machten wir schmerzliche Erfahrungen. Mehrere von denen, welche sich zu meines Vaters Lebzeiten unsre Freunde genannt und sich bedeutende Dienste hatten leisten lassen, wandten uns den Rücken, sobald nichts mehr zu gewinnen war, ja betrogen uns in jeder Weise. Die Richter waren auch nicht immer so gerecht, wie Wittwen und Waisen es bedürfen, daher wir ansehnliche Geldsummen verloren, welche bei uns einlaufen sollten, während von unsrer Seite die pünklichste Bezahlung gefordert wurde, so daß die arme Mutter sich oft ängstete und mit Thränen fragte: 'Was soll noch aus mir und meinen Kindern werden?'

„Doch wenn Gott uns einerseits prüfte, so trocknete er auch wieder die Thränen und ließ uns fühlen, daß Er über uns wachte. Die Familie meiner Mutter nahm Theil an unserm Unglück und that mehr für uns, als wir je hätten erwarten können. Ich wiedmete die meiste Zeit des Tages meinen zwei jüngsten Schwestern, die gerade nöthig hatten, daß ein treues Auge in ihren Kinderherzen

die ersten Eindrücke bewache, die oft so mächtig auf das spätere Leben einwirken. Auch hatte ich viel zu arbeiten, um die Kleider alle in gutem Stand zu erhalten; ich überwachte die Haushaltung und war überglücklich, wenn meine arme Mutter mich Abends an ihre Brust drückte und mit ihrem Lob überschüttete. Einen ziemlichen Theil der Nacht verwandte ich auf meine eigene Ausbildung; ich wiederholte alles was ich in den Tagen unseres Wohlstandes mit meinem Lehrer gelernt hatte. Besonders zog mich die Weltgeschichte an; ich las sie mit Interesse und Vergnügen und machte mir Auszüge vom Wichtigsten. Die Romane wurden bei Seite gelegt; ich erlaubte mir nie mehr welche zu lesen.

„Schon vom vierten oder fünften Jahre an hatte mich Ein großer entzückender Gedanke beseelt, den ich nur laut werden ließ, wenn Mama recht zufrieden mit mir war und ich von Niemand sonst belauscht werden konnte. Es war der Herzenswunsch, mich einmal der Mission zu weihen, zu den Heiden zu gehen und ihnen von dem großen Gott zu erzählen, den ich schon zu lieben glaubte.

„Umsonst suchte die gute Mutter diesen Gedanken zu bekämpfen oder ihn als kindischen Einfall zu beseitigen, indem sie bald mit Sanftmuth, bald mit Strenge mich versicherte, daß sie mir nie erlauben würde, diesen Plan auszuführen. Dieser Wunsch, vom Herrn geweckt, wurzelte tief im Herzensgrund. Er zog sich durch meine Kindheit, durch meine ganze Jugend, und obschon ich ihn mit Macht bekämpfte, da ich fühlte, wie nöthig ich schon jetzt der Familie sei, wie nöthiger ich ihr vielleicht noch werde, konnte ich ihn doch nur ins Innerste meiner Seele zurückdrängen, wo er nimmer sterben sollte.

„Als ich vierzehn Jahre alt war, verließ ich mit einer Schwester das elterliche Haus. Man schickte uns auf ein Jahr nach Frankfurt am Main, um dort bei Herrn Appia, dem Prediger der französischen Kirche, einem alten Freund unsrer Familie, unsern Taufbund zu erneuern. Eine Verwandte, die an den Bürgermeister der Stadt verheiratet war, hatte schon lange gewünscht, wir möchten diese Zeit in ihrem Hause verbringen. Mama, die von zartester Jugend auf mit ihr verbunden gewesen war, nahm die Einladung mit Freuden an und geleitete uns selbst zu dieser Tante, welche samt ihrem Gatten versprach, uns wie ihre eigenen Kinder zu behandeln.

„Sie hielt treulich Wort; dessenungeachtet fühlten wir uns selten recht daheim bei ihr. Ihr Leben war ein stürmisches gewesen, so

voll bitterer Prüfungen jeder Art, daß ihr Charakter nach und nach eine stoische Kälte angenommen hatte, die alle ihre Worte und Thaten durchdrang; für junge Leute hatte damit der tägliche Verkehr seinen schönsten Reiz verloren.

„Im Hause dieser Verwandten brachten also meine Schwester und ich eine längere Zeit zu. Unsre Tante wollte uns zu tüchtigen Hausfrauen bilden, die einmal im Stande wären, alle Geschäfte recht zu leiten; deßhalb verlangte sie von uns, daß wir z. B. an dem Waschtag schon um drei oder vier Uhr Morgens aufstehen und mit den Wäscherinnen, die oft die gemeinsten Reden führten, waschen sollten. Wie seufzten wir im Stillen, während wir mit den wunden Händen arbeiteten. Eine Jede von uns hatte ein ausführliches Verzeichniß von allen Pflichten, die den Tag und die Woche über zu erfüllen waren. Wenn wir davon das Geringste übersahen, folgten die unangenehmsten Auftritte. Ich erinnere mich, wie meine Tante mir einst auftrug, meiner Schwester, die wegen eines unbedeutenden Unwohlseins im Bette lag, jede Stunde eine Tasse Thee zu bringen. Da ich an jenem Tag mit Geschäften überladen war, hatte ich ihr bis elf Uhr nur zwei Mal den Thee in den obern Stock hinauftragen können. Wie meine Tante mich eintreten sah, gab sie mir, statt aller Verweise, eine solche Ohrfeige, daß mir das Blut aus Nase und Lippen floß. Solche Behandlung machte mich wüthend. Nie erwiederte ich ein Wort; aber das arme Herz murrte gegen Gott und Menschen. Aergerlich sagte ich zu mir selbst: 'Erfülle ich denn meine Pflichten nicht so gut als ich kann? Ich stehe ja oft vor Tagesanbruch auf, um dem leisesten Wunsche meiner Tante zuvorzukommen; wiederum bekämpfe ich den Schlaf bis zwei Uhr Morgens, um ihr einen kleinen Dienst zu verrichten; alle meine Lehrer sind mit mir zufrieden; was soll ich auch noch weiter thun?'

„Ach! ich war noch sehr arm, elend und jämmerlich. Oft weinte ich bitterlich, aber ohne mich zu dem Heiland zu wenden, der allein die beladne Seele trösten kann. Ich war fünfzehn Jahre alt. Meine Familie hatte bestimmt, wir sollten mit den andern Konfirmanden an Pfingsten unsern Taufbund erneuern. Herr Appia ließ mich rufen; als ich mit ihm allein auf seinem Studirzimmer war, sagte er: 'Rosette, ich kann dich dieses Jahr nicht zum heiligen Abendmahl zulassen. Frage nicht nach dem Grunde; ich kann dir weiter nichts sagen, als daß der Herr mir zeigt, du solltest noch ein Jahr warten.'

„Ich war betroffen und bestürzt. 'Was?' rief ich endlich, 'und was habe ich denn gethan, daß Sie so reden? Was haben Sie mir vorzuwerfen? Sie müssen doch einen Grund haben, so zu handeln!' — 'Nein, mein Kind,' antwortete der theure Pastor, 'aber deine Seele ist noch nicht reif, um in die Gemeinde Christi aufgenommen zu werden.'

„Ich gieng tief verwundet hinweg! In einem geradezu unbeschreiblichen Zustand warf ich mich aufs Bett, seufzte einmal über das andere, schluchzte und überließ mich meiner Verzweiflung. Wie war ich so elend! Meine Eigenliebe war getroffen: was wird man davon sagen, hieß es an Einem fort. Acht Monate vergiengen wie das erste Jahr; ich besuchte den Religionsunterricht, lernte meine Sprüche, schrieb die verlangten Aufsätze; bis eines Tages Herr Appia darauf zu sprechen kam, was Christus als Mittler für uns gethan habe. Nachdem er uns eindringlich bewiesen hatte, daß wir Alle Sünder seien, zeigte er uns, daß wir, um Gottes Gerechtigkeit zu befriedigen, Alle den Tod hätten erleiden sollen; darauf sprach er von Christus, und was Er gethan habe, um uns vom Fluch, der auf uns ruhte, zu retten. Ich weiß nicht, wie mir ward. Diese Wahrheiten hatte ich oft gelesen und gehört, aber mit einem Male erschienen sie mir in einem ganz neuen Licht. 'Ja,' sagte ich mir, 'ich habe Gott auf tausenderlei Weise beleidigt und habe den Tod verdient. Jesus Christus ist für jene edeln Seelen gestorben, die eines solchen Opfers würdig sind, aber nicht für eine so schnöde, elende Kreatur, wie ich bin.' Ach welch schreckliche Zeit verlebte ich nun, da ich die Größe meiner Sünden fühlte und mich alle Tage mehr überzeugte, daß es mir unmöglich sei, das zu erfüllen, was Gott von mir verlangt. Ich betete Tag und Nacht, aber ohne Frieden zu finden. Meine Gesundheit litt darunter dergestalt, daß man mehrere Aerzte zu Rath zog; diese aber stimmten alle darin überein, meine Krankheit sitze im Gemüth und nicht im Leibe, weßhalb man mir rieth, ins Theater zu gehen und mich durch Spaziergänge und dergleichen zu zerstreuen. Endlich erbarmte sich der Herr über mich und nannte mich Sein. Nach und nach konnte ich Christum meinen Heiland nennen, konnte ihm für seine Wohlthat danken und meine Wünsche ihm vortragen. Als ich mich zum ersten Male dem heiligen Tische nahte, sagte ich zu mir selbst: 'Von heute an sind mir alle meine Sünden vergeben; Christus hat mich gewaschen; rein und ohne Runzel stehe ich vor

ihm; so will ich denn in seinen Fußstapfen wandeln, ihm Schritt für Schritt nachgehen und heilig werden, wie Er heilig ist.' Es war gut gemeint, aber wie wenig kannte ich noch mich selbst!

„Zwei Jahre waren verflossen, meine Mutter kam, um uns abzuholen. So Vieles wir auch in Frankfurt auszustehen gehabt hatten, fiel es uns doch recht schwer, die Stadt zu verlassen, wo wir Beide den Herrn kennen gelernt hatten. Das Wort des Heils war reichlich verkündigt worden, wir hatten auch mehrere Kinder Gottes kennen gelernt. Ich fürchtete, mit dem Verlassen dieser Stadt und dem Aufhören der gesegneten Gottesdienste auch meinen Glauben zu verlieren. Marburg, wo ich meine frühere Beschäftigung wieder aufnahm, war damals, in christlicher Beziehung, beinahe todt zu nennen. Die rationalistischen Prediger verkündigten ihre eigene Weisheit und stellten das Licht des Evangeliums unter den Scheffel. Da ich zuweilen mit ihnen zusammentraf, sagte ich ihnen offen meine Ansicht über diesen Punkt; sie ließen sich darauf ein wie auf jede andere Unterhaltung, und nannten mich etwa zum Schluß ein phantastisches Gemüth oder einen exaltirten Kopf.

„Auch meine arme Mutter konnte sich nicht enthalten, mir beständig Vorwürfe zu machen. Früher war *sie* mir Alles gewesen, nun hatte Christus mein Herz erfüllt. 'Du liebst mich gar nicht mehr,' konnte sie sagen; 'was ist aus den Zeiten geworden, da du mir so oft erklärtest: selbst der Himmel wäre dir nichts ohne mich.' — Und wenn ich ihr dann meine damalige Blindheit erklärte oder erzählte, was Jesus für mich gethan, so antwortete sie: 'Das Alles habe ich dich von der Wiege an gelehrt; wie kommts denn, daß es dir jetzt als etwas Neues erscheint? Ich wiederhole es, deine Einbildungen betrügen dich. Nein, du bist nicht so herabgewürdigt, bist nicht das sündige Geschöpf, für das du dich ausgiebst. Ich habe dir ja das Leben gegeben, ich habe dich erzogen und weiß besser als irgend Jemand, was du gewesen bist. Nie, nie hast du mir irgend Noth gemacht, nie hatte ich dir etwas vorzuwerfen, im Gegentheil.' Und damit zählte sie mir eine Menge Züge aus meiner Kindheit auf, die sie damals erfreut hatten, und die nur aus einem edlen Herzen kommen könnten. Derartige Auftritte wiederholten sich oft. Ich besaß nicht den feinen Takt, den ein Christ erst im Weiterschreiten auf dem Glaubensweg erlangt, und ließ mich daher unaufhörlich mit Mama auf ernstliche Verhandlungen ein über die Pflichten, die uns

als theuer Erkauften obliegen, über die Hoffnung, die wir in Christo haben dürfen. Solche Unterredungen endigten immer auf eine wenig erfreuliche Weise, indem die Mutter fand, ich stelle mich über sie, und es zieme sich nicht für eine Tochter, sich über ihre Eltern hinaufzusetzen und sie belehren zu wollen.

„Bald fühlte ich, es sei Zeit, das Dach zu verlassen, unter dem so manche theure Seele wohnte, der ich vielleicht durch einfache Fürbitte und fleißige Korrespondenz mehr nützen könnte, als durch meine Gegenwart.

„Um jene Zeit verheiratete sich die jüngste Schwester meiner Mutter, die Wittwe eines treuen Mannes, der uns ein Vater gewesen war, an einen Herrn D. von Genf. Vorher brachte sie einige Zeit bei uns zu. Sie war meine Pathin und hatte mir immer herzliche Liebe erwiesen; aber jetzt erst lernte ich sie wirklich kennen. Mein armes Herz verlangte nach einer Freundin; ich öffnete ihr mein Innerstes, sie verstand mich und versprach, mir zur Ausführung meiner Pläne behülflich zu sein. Noch mehr; von jener Stunde an ward meine Tante die Freundin meines Herzens und der treue Engel, den der Herr in seiner Güte mir zugesellte, um mich in der Prüfung zu trösten und zu stärken.

„Ich war nun bald neunzehn Jahre alt. Meine Tante hatte ich gebeten, mir in der französischen Schweiz eine Stelle als Unterlehrerin zu verschaffen, damit ich mich noch in verschiedenen nothwendigen Fächern vervollkommnen könne; und nun erhielt ich von ihr einen Brief, der mich, meinem Wunsche gemäß, in eines der ersten Institute Genfs einlud. Meine arme Mutter war außer sich vor Schmerz, als sie vernahm, daß ich entschlossen sei, mich dem Lehrfach zu widmen. 'Ach!' rief sie, 'muß es noch so weit mit mir kommen! Besser wäre es am Ende, seine Kinder zu verlieren, als sein Vermögen, welches doch das einzige Mittel ist, sie alle um sich zu behalten!' Da half mein Trösten nichts; zitternd geleitete sie mich am bestimmten Morgen um zwei Uhr an den Postwagen. Ihr Herz war zerrissen, und schon der Gedanke, daß ich, die bisher nicht den kleinsten Spaziergang ohne Begleitung gemacht hatte, nun ganz allein eine Reise von mehr als hundert Stunden unternehme, war ihr unerträglich. Ich meinestheils betete; ich war tief betrübt, aber ruhig, denn ich wußte, daß es der Wille Gottes war.

„Nach einer ziemlich ermüdenden, aber im Ganzen recht glück-

lichen Reise kam ich in Genf an, wo ich meine zweite Mutter wieder fand. Die treue Tante führte mich selbst in meine Stelle ein und stellte die Bedingung, daß ich jeden Donnerstag bei ihr zubringen dürfe. Das waren wahre Ruhetage und gesegnete Stunden für mich, da ich mit Tante Karoline unsre höchsten Anliegen besprechen konnte. Gewöhnlich bezog sich unsre Unterhaltung auf das Glaubensleben, manchmal lasen wir auch zusammen ein lehrreiches Buch. Im Institut fühlte ich mich glücklich; die Vorsteherinnen liebten und schätzten mich weit über mein Verdienst. Doch das dauerte nicht lange.

„Noch war kein Jahr verflossen, als meine Mutter einen Brief um den andern schrieb. Zuerst suchte man mir ihren Inhalt zu verbergen. Aber endlich wandte Mama sich an mich selbst mit dem Verlangen, ich möchte Alles verlassen und mich ihren Wünschen unterziehen. Die Sache konnte kein Geheimniß mehr bleiben, es handelte sich um eine Heirat. Ein gewisser Geistlicher hatte mich einst, ohne mein Wissen, in Marburg gesehen, hatte mich von einem Freunde loben hören und bat die Mutter um meine Hand. Ich weiß nicht, welchen besondern Reiz die Briefe des Mannes für meine Mutter hatten. Er kam sie zu besuchen, las mehrere meiner Briefe an Mama und drang in sie, mich sobald als möglich nach Hause zu berufen. Mama war, wie sie mir später gestand, von der hohen Frömmigkeit des jungen Mannes so eingenommen, daß sie ihm meine Heimkehr versprach. Man denke sich meine Lage, als ich diese Neuigkeit hörte. Ich schrieb der Mutter, es sei mir unmöglich den einfachen Willen Gottes in diesem seltsamen Wege zu erkennen, und bat sie dringend, mich in dem Wirkungskreise zu lassen, in dem ich mich so glücklich fühle. Auch schloß ich an jenen Herrn einen Brief ein, in welchem ich ihn schwesterlich aufforderte, sich anderswo die ihm vom Herrn zugedachte Gattin zu suchen, da ich mich für den Augenblick gebunden fühle und zugleich entschieden wünsche, mich einst der Mission zu weihen.

„Das alles blieb jedoch fruchtlos: ich mußte abreisen. Meine Tante, mein Onkel, sowie die edle Vorsteherin des Instituts, die mein ganzes Zutrauen gewonnen hatte, alle sagten mir, ich müsse gehen, um nicht den Fluch meiner Mutter auf mich zu laden. Ich reiste ab, begleitet von Tante Marianne, der zweiten Schwester meiner Mutter, die trotz ihres vorgerückten Alters mich in dieser schwierigen Lage nicht allein lassen wollte. Aber der Herr war bei mir

und half mir durch. Ja, großer Gott, du bist getreu! In den schwersten Stunden hast du mich nicht allein gelassen. Ich durfte dich nur fragen: Was soll ich thun? und du hast deiner Magd auf eine solche Weise geantwortet, daß alle Furcht verschwand.

„Bei meinem Oheim in Mannheim fand das Zusammentreffen statt. Dahin machte gewöhnlich meine Familie ihren Herbstausflug. Auch jener Herr fand sich ein. Als ich ihn in das Hofthor der Mühlau, so hieß meines Oheims Gut, eintreten sah, betete ich. Ich war allein zu Hause, die Andern waren alle spazieren gegangen. Die Magd kündigte den Gast an und ich hieß ihn eintreten. 'Mein Herr,' sagte ich zu ihm, 'Sie haben ohne Zweifel meinen Brief erhalten. Ich bin heute noch derselben Ansicht wie damals und habe mich nur aus Gehorsam gegen meine Mutter hieher begeben.' Doch ich will nichts weiter davon sagen, meine Feder sträubt sich, die Sachen bekannt zu machen, die der Herr allein ganz weiß. Sein Wille lag nicht in dieser Richtung, er hatte andre Absichten mit mir. Die Verbindung zerschlug sich und mein Herz dankt Gott dafür. Damals sah ich es als eine Sünde an, mich an einen Menschen zu hängen, da ich fühlte, daß Jesus allein in meinem Herzen regieren sollte.

„Nachdem ich acht Monate bei meiner Mutter zugebracht hatte, reiste ich freiwillig wieder ab und zwar nach Valence. Das unthätige Leben im Kreise meiner Familie, wo ich nicht nach meinem Geschmacke mich richten, d. h. christliche Brüder sehen, die Armen besuchen, pflegen und unterrichten, weltlichen Zerstreuungen wie Bälle, Gesellschaften u. s. w. meiden durfte, ließ eine schreckliche Oede in meiner Seele zurück. Ich hatte vernommen, daß eine Genfer Familie ein protestantisches Institut in Valence errichtet habe, in das etwa 30 protestantische Töchter der Stadt und Umgegend eingetreten seien, und daß eine Lehrerin zu ihrem Unterricht gesucht werde. Das sah wie ein Eintritt in den Missionsdienst aus. Ich reiste ab und legte 200 Stunden allein zurück; vielleicht hatte Gott mich in dieses umnachtete, katholische Land berufen, um dort durch seine Gnade einige Körnlein seines guten Samens auszusäen.

„Die Familie, bei der ich eintrat, schien nicht in allzugroßer Eintracht zu leben. Die 30 Zöglinge wurden mir völlig überlassen, was keine geringe Aufgabe war. Denn unter ihnen befanden sich mehrere von meinem Alter, die den Unterricht der Klöster genossen hatten. Ohne Hausgottesdienst aufgewachsen, hatten sie statt der

Religion nur einen unversöhnlichen Haß gegen die Katholiken, von denen sie bisher zweifelsohne mehr oder weniger unterdrückt worden waren. Die Unwissenheit und der Aberglaube, die damals dort herrschten, übersteigen alle Vorstellung. Zwar bedienten zwei protestantische Geistliche die kleine Heerde, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben war; aber was für Geistliche! Eines Tages wohnte ich einer Religionsstunde bei, die einer derselben einer Anzahl von jungen Leuten ertheilte; da hörte ich einen neunzehnjährigen Burschen, als er über die Person Jesu befragt wurde, antworten: 'Das ist der kleine gekreuzigte Mann, den man auf all den gemalten Bilderchen sieht, wie man sie zwei um einen Kreuzer kauft.' — 'Sehr gut, mein Sohn,' sagte der Geistliche und machte weiter.

„Da man in der Kirche nicht sang, bat ich die beiden Pastoren, diese schöne Sitte, die zu allen Zeiten bei den Gläubigen bestanden hat, auch hier einzuführen. Es wurde mir versprochen. Am folgenden Sonntag lagen zwei Psalmbücher auf dem Altar. Am Schluß des Gottesdienstes stimmten zwei alte Männer ein Lied an, aber dieses Duo mit seinen näselnden, widrigen Tönen konnte die Gemeinde nicht erbauen, und der Gesang wäre abermals unterblieben, wenn nicht meine Zöglinge denselben hinfort übernommen hätten.

„Dieses katholische Land liegt noch in tiefster Unwissenheit. Einige Male gieng ich in die katholische Kirche. Die herrliche Orgel und der wohlgepflegte Chorgesang erquickten mich; aber die anstößigen Reden der Priester empörten mein Innerstes. 'Geliebte Freunde,' konnten sie sagen, 'schon seit vierzehn Tagen haben wir keinen Kreuzer mehr von euch erhalten. Wenn ihr uns binnen acht Tagen nicht die und die Summe übermacht, so werden wir alle Gebete für euch einstellen.' Drei Mal wurde ich aus dem Gottesdienst hinausgejagt: 'Hinaus! hinaus! Die Unreinen haben keine Stätte unter den Heiligen!' — Eines Abends ergieng ich mich am Ufer der Rhone und bewunderte im Stillen die schönen Berge, die mit Reben bebauten Abhänge, die sprudelnden Quellen und lachenden Wiesen. Plötzlich unterbrach ein dumpfer Lärm meine Betrachtungen; bald erblickte ich eine Menschenmasse, die mit lautem Geschrei und Triumphgesängen eine kleine weiße Figur, das Bild der Jungfrau, begleitete. Neben mir sagte eine sanfte Stimme: 'Sieh da, mein Kind, das ist eine Hugenottin' (mit dem Finger auf mich deutend), 'eine Hexe, das sind schreckliche Leute.' — 'Ach was!' rief das kleine Mädchen ver-

wundert, 'sind es denn Menschen gerade wie wir? Ich meinte, sie sehen wie Thiere aus.' Im Vorbeigehen liebkoste ich das Kind und hörte noch, wie es, ängstlich an die Mutter sich anschmiegend, sagte: 'O nein, das kann ich nicht glauben. Dieses Fräulein ist nicht bös; gewiß betet sie auch die heilige Jungfrau an.'

„Der leichtsinnige Charakter meiner armen Schülerinnen gab mir beständig Ursache zum Beten. Wenn ich mit ihnen in der Bibel las oder mit ihnen betete, so hatte die eine ein Gesicht an die Wand zu zeichnen; eine andere spielte ihrer Nachbarin einen Possen; eine dritte lachte aus vollem Hals. Fast jedes Mal zog ich mich mit bekümmertem Herzen zurück, indem ich die armen Seelen Dem anbefahl, der allein den natürlichen Menschen umwandeln kann. Nach einem Aufenthalt von acht Monaten gefiel es endlich dem Herrn, das Herz einer meiner Schülerinnen zu rühren. Dieses junge Mädchen von hochmüthigem finsterm Charakter wurde plötzlich weich und liebevoll und fragte mich in großer Angst: 'Was muß ich thun, daß ich selig werde?' Ueberall hin folgte sie mir mit dem Wunsch, ich möchte mit ihr beten, mit ihr über das Eine Nothwendige sprechen; und als ich ihr eines Tages sagte, daß ich sie bald verlassen müsse, brach sie in einen Strom von Thränen aus und rief: 'Ach! wer wird dann mit mir beten!'

„Noch war ich kein Jahr in Valence gewesen, als ein Brief meiner Mutter anlangte, der ungefähr so lautete: 'Mein Kind, da du letztes Jahr meinem Befehl gehorchtest, erwarte ich heute die gleiche Folgsamkeit von dir. Ich lebe nicht mehr, seitdem ich dich so weit von mir entfernt weiß. Wenn du mir noch etwas Liebe bewahrt hast, wenn dir mein Leben theuer ist, so folge meinem Rath und gehe ohne Rückhalt auf meine Pläne ein, überzeugt, daß Gott selbst Alles dieß geordnet hat.' Beigeschlossen war der Brief eines reichen Elberfelder Banquiers, des Herrn von der Heyd. Er kenne mich zur Genüge durch meine Mutter und habe von ihr das Versprechen erhalten, daß ich seinen und seiner Gattin Wünschen entsprechen und die Erziehung seiner drei Töchter übernehmen werde, die er mir mit voller Zuversicht anvertraue. Ich hätte nur die Zeit zu bestimmen, und im Fall ich schon sonst versagt wäre, wolle er ein, auch zwei Jahre warten, bis ich in sein Haus eintreten könne; die Bedingungen möge ich selbst festsetzen.

„Bald kam ein zweiter und dritter Brief von Mama mit dem

Befehl, Valence zu verlassen und nach Elberfeld zu ziehen. Der Abschied fiel mir sehr schwer. Der Herr hatte dort ein Werk begonnen; er selbst war sichtlich bei mir gewesen; war auch der Gehalt spärlich, die Nahrung im Institut wenig zusagend, so hatte ich mich doch glücklich gefühlt, so in aller Stille im Weinberg meines Herrn arbeiten zu dürfen. Ich hatte diese Familie in ziemlicher Uneinigkeit getroffen. Der Mann war erbittert gegen seine Frau und schalt sie beständig in Gegenwart der zwei Söhne, die daher wenig Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Eltern zeigten. Durch die Gnade Gottes war es mir gelungen, während meines Aufenthalts den häuslichen Frieden herzustellen. Als nun die guten Leutlein von meinem nahen Abschied hörten, drückten sie mir mit Thränen die Hand und versicherten mich, daß mit mir das Glück unter ihr Dach eingekehrt sei.

„Aber auch der Aufenthalt in Elberfeld, vom Frühjahr 1837 bis zum August 1839, sollte für mich und Andre überaus segensreich werden. Ich durfte da viel empfangen und auch Einiges geben. Frau v. d. H., eine schöne und hochverständige Dame, war eine theure Schwester in Christo. Ihr trefflicher Gatte erzeigte mir ununterbrochenes Zutrauen und wahre Hochachtung, was mir den süßen Genuß verschaffte, die Erziehung meiner neuen Schülerinnen mit voller Freiheit ganz nach meiner Ueberzeugung leiten zu dürfen. Wir bewohnten ein prächtiges Haus. Es war ein wahrer kleiner Palast, von italienischem Marmor erbaut, mit geschmackvollen Fresco-Malereien geschmückt und von einem reizenden englischen Garten umgeben. Meine lieben Kleinen, die ich besonders in der französischen Sprache, im Rechnen und Geschichte zu unterrichten hatte, sowie auch in verschiedenen Arbeiten, wurden bald sehr anhänglich an mich und erfreuten mein Herz durch ihren Gehorsam und ihre Fortschritte. Ich war dankbar für den heilsamen Einfluß, den ich auf diese jungen Seelen ausüben durfte; sie ließen sich so gerne zum Heiland führen, dessen Liebe mir das Herz einnahm. Nach den Lernstunden machten wir gewöhnlich schöne Spaziergänge, besuchten wackere Bauernfamilien am Rhein, größtentheils ernste Christen, oder durften wir uns der Armen und Kranken annehmen. Auch wurde ich mit ausgezeichneten Personen bekannt, so mit dem würdigen und beredten Pfarrer G. J. Krummacher und E. F. Sander, welche mir in ihrem Familienkreis vertraulichen Zutritt gewährten und mich durch ihre kräftigen, ächt evangelischen Predigten, sowie durch ihre geistreichen Gespräche

belebten. Zu jener Zeit stand eine ganze Reihe solcher Zeugen der Wahrheit im glücklichen Wupperthal. An Sonn- und Werktagen waren die Kirchen gedrängt voll. Wenn man Abends durch die Vorstädte ging, hörte man überall nur die ernsten Töne geistlicher Lieder oder brünstige Gebete aus den reinlichen weißen Häusern auf die Straße dringen.

„Aber ungeachtet all dieser geistlichen Genüsse, die mir zu Theil wurden, fühlte ich mich doch noch nicht vollkommen glücklich. Obschon das rege geistliche Leben, das mich umgab, mir im Innersten wohl that, so wurde ich doch oft eben dadurch niedergeschlagen und in neue Kämpfe geführt. Die Nachbarschaft Barmens mit seinem Missionshause, seinen öffentlichen Festen, seinen jährlichen Aussendungen von Boten des Evangeliums unter die Heidenvölker erweckte immer aufs Neue in mir den Missionsberuf, die herrschende Leidenschaft meines Lebens, die mich von Kindheit an beseelte und nun mehr als je von meinen nächsten Verwandten bekämpft wurde. Der Schmerz darüber, daß ich meine Kräfte in andern Bestrebungen verzehren mußte als im Ausüben des Berufes, zu welchem Gott selbst mich so mächtig zu rufen schien, wuchs in dem Maße, daß ich endlich gefährlich erkrankte. Umsonst bemühte ich mich, dem Rathe meines theuern Freundes, Pastors Krummacher, zu folgen, der mir immer wieder sagte: 'Wenn Gott will, daß Sie ihm in der Mission dienen, so wird er früher oder später Ihren Weg ebnen und Sie an das Ziel Ihrer Wünsche führen, darüber dürfen Sie sich völlig beruhigen.' Ich war es müde, gegen mich selbst und gegen die Umstände zu kämpfen und mich abzuarbeiten. Ein hitziges Fieber überfiel mich und brachte mich an den Rand des Grabes. Mehrere Wochen schwebte ich zwischen Tod und Leben, dem Leibe nach schmerzlich leidend, aber freudig im Geist, gehoben von dem lebendigen Gefühl der Gegenwart Gottes. Es hieß in mir: 'Wenn die Menschen mir verwehren wollen, dem Ruf des Meisters nach meinem Wunsch in dieser elenden Welt zu folgen, so wird er selbst mich nun heimholen in jene neue Erde, wo ein Jedes den Platz einnehmen wird, der ihm zugedacht ist. Dort ist lauter Harmonie und Seligkeit.' Doch lag es nicht im Plane Gottes, mich schon von der Welt abzurufen. Die göttliche Gnade wollte mich augenscheinlich noch länger erhalten, um sich in meiner großen Schwachheit als überaus mächtig zu erweisen. Einstweilen sollte das reine Gold des Glaubens, das in mir noch

mit so vielen Regungen des alten Menschen vermischt war, im Tiegel der Anfechtung geläutert werden. Allmählig kehrte ich zum Leben zurück, aber meine Genesung schritt sehr langsam voran. Meine ganze Konstitution schien gebrochen zu sein und die Kräfte wollten nicht zurückkehren, obschon ich mit meiner lieben Mutter längere Zeit das Bad Schwalbach benützte.

„Zu jener Zeit kam es zu einem Auftritt zwischen Mama und mir, den ich nie vergessen werde. Eines Morgens war ich wie gewöhnlich im Bad; meine Mutter saß neben mir, um mir Gesellschaft zu leisten und mich durch eine angenehme Lektüre zu zerstreuen. Plötzlich warf sie das Buch auf die Seite, betrachtete mein leidendes Aussehen und meinen abgemagerten Leib und warf sich schluchzend mir um den Hals, indem sie ausrief: 'Was ist es denn? Warum erholt sich meine älteste Tochter nicht von ihrer Schwäche? Welches Mittel soll ich noch anwenden, um sie aus diesem Zustand herauszuziehen, der mich untröstlich macht?' — Auf diesen schmerzlichen Ausbruch hin konnte ich nur antworten: 'Mama, für meine Wiederherstellung giebt es nur Ein Mittel. Laß mich in die Mission treten.' 'Nein, nein!' rief sie und ermannte sich augenblicklich; 'sprich nie mehr davon. Lieber würde ich dich in meinen Armen sterben sehen, als dich in einem fremden Lande ohne Stütze dir selbst überlassen zu wissen; das könnte ich nicht überleben!' Einige Minuten später aber fügte sie hinzu: 'Wenn du in deinem 25. Jahre diesen übertriebenen Gedanken noch immer im Kopfe hast und zugleich eine Stütze findest, so werde ich dir nicht mehr im Wege sein.' Diese letzten Worte milderten den Eindruck der ersteren, deren Heftigkeit mich schmerzlich berührt hatte. Trotz der Verzögerung, welche sie in die Ausführung meines Lieblingsplanes brachten, fielen sie doch wie ein süßer Balsam auf die Wunde meiner Seele. Sie weckten in mir aufs Neue die liebe Hoffnung, und mit derselben kehrten auch die leiblichen Kräfte wieder. Da nun der Arzt entschieden auf Luftveränderung drang, mußte ich mich zu meinem großen Kummer entschließen, mein liebes Elberfeld und die vortreffliche Familie zu verlassen, in welcher ich mich geachtet wußte und wo ich etwas Gutes hatte thun können.

„Ein liebliches Landgut am Genfersee im Angesicht des Montblanc, wo meine Tante Karoline mich mit offenen Armen empfieng, gewährte mir, nach all den innern und äußern Stürmen, auf meh-

rere Wochen ein köstliches Asyl. Welche Schätze der Liebe enthielt doch das warme Herz dieser Freundin! Sie schien nur für Andere zu leben. Während sie mit lebhaftem Interesse an allem geistigen und geistlichen Leben in der Nähe und Ferne theilnahm, bewährte sich ihr einfältiger Glaube durch tägliche Werke der Barmherzigkeit und Liebe. An ihrem mütterlichen Herzen, welches das meinige schon von Kindheit an verstanden hatte, konnte ich im Frieden ausruhen, konnte ihr meine innersten Gedanken bloßlegen und sah mein Vertrauen von den warmen Ergüssen zärtlichster Liebe erwiedert. Daneben hatte ich das Glück, in dem gastfreundlichen Hause der trefflichen Frau gelegentlich eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen zu treffen, ausgezeichnet entweder durch Frömmigkeit oder Wissenschaft.

„Aber ein unthätiges Leben stand mir nicht an. Sobald ich meine Flügel wieder ein wenig wachsen fühlte, ließ ich meine Blicke ringsumher schweifen, ob sich nicht irgendwo ein Plätzlein fände, da es mir erlaubt würde, die mir von Gott bescheerten Gaben anzuwenden. Bei der Wahl, die ich unter den mir angebotenen Stellen zu treffen hatte, lenkte Gott es so, daß ich bei einer englischen Familie, die damals in Genf verweilte und sich gerade nach Paris begeben wollte, eintreten durfte. Diese Entscheidung hatte, wie sich später zeigte, reiche Folgen für mein Leben; denn dadurch wurde ich, ohne daß ich es gesucht hätte, mit einem Vorsteher der französischen Mission bekannt, in deren Dienst ich später eintreten sollte.

„In der That führte mich bald nach meiner Ankunft in Paris ein besonderes Familienereigniß zu Herrn Pastor Grandpierre, den ich nicht persönlich kannte, obgleich ich ihn schon mehrmals in der Kapelle Taitbout hatte predigen hören. Er nahm lebhaften Antheil an meinen Verlegenheiten und erwies mir sehr wichtige Dienste, die ich stets in dankbarem Andenken behalten habe. In den mancherlei Unterredungen, die ich um jene Zeit mit diesem würdigen Prediger hatte, vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß ich in ihm den Vorsteher des Pariser Missionshauses vor mir hatte, einen warmen Freund der Sache, die mich schon als Kind so übermächtig angezogen hatte. Ich theilte ihm meinen Wunsch mit, einmal zu den Heiden zu gehen, um ihnen von Christo, ihrem und meinem Erlöser zu erzählen. Er machte verschiedene Einwendungen, stellte mir die großen Schwierigkeiten vor, die einem Mädchen von meinem Stand bei einem solchen Unternehmen entgegentreten würden; aber da er meinen

Entschluß fest und unbeweglich sah, schien er sehr bewegt, drückte mir mit Wärme die Hand und versicherte mich, er wolle die erste günstige Gelegenheit benützen, um mich in der französischen Mission nach meinen Wünschen zu verwenden. Das war das erste Glied in der Kette meines Missionsberufs.

„Mein Aufenthalt in Paris sollte nur neun Monate währen. Die englische Familie, bei der ich eine ziemlich schwierige Aufgabe hatte, da ich fast täglich heftigen Auftritten beiwohnen mußte, indem bald das eine bald das andre der mir anvertrauten eigensinnigen Kinder wegen Mangel an Ehrfurcht gegen die Eltern streng bestraft wurde, — sie entschloß sich plötzlich, nach Egypten zu reisen. Obschon man mir Erhöhung meines guten Gehalts und eine lebenslängliche Pension versprach, wenn ich mich auf zehn Jahre verbindlich machen wollte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, dieses Anerbieten anzunehmen und damit die freie Verfügung über meine Zukunft hinzugeben. Ich schlug also aus und nahm dafür im Oktober 1840 eine Stelle in Marseille an, die mir durch meine Genfer Bekannten angetragen worden war.

Was soll ich von meiner neuen Lage in jener großen, lärmenden und sittenlosen Seestadt Südfrankreichs sagen? Ich trat da in eine Familie, die von der Ferne betrachtet den Augen meiner Freunde in Genf sich durch die besten Aussichten empfahl, wo aber die Hausmutter, wie ich bald mit Entsetzen gewahr werden sollte, in sittlicher Beziehung einen sehr verdächtigen Ruf genoß. Diese Dame war äußerst frei in Rede und Wandel, trug dabei mit ungemeiner Freude ihren bejammernswürdigen Unglauben zur Schau und suchte ihn ihren beiden jugendlichen Töchtern mit allem Fleiße einzupflanzen. Wenn ich meinen Schülerinnen im Lehrzimmer eine Geschichts- oder Religionsstunde ertheilte, saß die Mutter regelmäßig im Nebenzimmer, um jedes meiner Worte zu hören; sobald ich anfieng von einem Gott zu reden, der Alles geschaffen habe und dessen Vorsehung unsern Lebensweg leite, oder von seinem Sohn, unserm Heiland, der durch sein Leben, Leiden und Sterben uns mit dem Vater versöhnen, die Sünden vergeben und uns durch seinen Geist heiligen wolle, — so stürzte sie mit schallendem Gelächter herein und verbot mit wahrhaft teuflischem Hohne ihren Mädchen, solchem albernen Geschwätz zuzuhören, 'das sie nur verdummen könne'. Dazu behandelte mich die arme Frau, die meine Sittlichkeit wohl nach der ihrigen bemaß, mit

unglaublicher Eifersucht. Ihr Gatte, der höhere Bedürfnisse hatte und sich über die Aufführung seiner Frau grämte, ließ sich gerne auf Unterredungen mit mir ein und suchte mir den Aufenthalt in seinem Hause so erträglich als möglich zu machen, da er mich gerne als Lehrerin seiner Kinder behalten hätte; die Frau wurde wüthend darüber. In der Gegenwart ihres Gemahls überschüttete sie mich mit Gefälligkeiten, in seiner Abwesenheit behandelte sie mich als Nebenbuhlerin. Was blieb mir unter solchen Umständen übrig? Ich theilte der Familie meinen festen Vorsatz mit, sie zu verlassen, sobald sie eine Stellvertreterin gefunden hätten.

„Die Dame stellte sich sehr verwundert und spielte Komödie, indem sie mich der Muthlosigkeit und Unbeständigkeit anklagte; so nannte sie den einzigen ehrbaren Entschluß, den ich in meiner Lage, die sie geschaffen hatte, fassen konnte. Ihr Mann aber bat flehentlich, ich möchte doch seine Kinder nicht so ganz dem entsittlichenden Einfluß ihrer Mutter überlassen. Vielleicht wäre ich dadurch erweicht worden und hätte mich von meinem Vorsatz so weit abbringen lassen, daß ich nur die erforderlichen Bedingungen für ein längeres Bleiben aufgestellt hätte; aber als ich einige Stunden später von einem kurzen Ausgang zurückkehrte und in mein Zimmer trat, fand ich meine Kassette erbrochen und einen Theil meiner Korrespondenz entwendet; mit dem Laviren war ich also zu Ende. Augenblicklich packte ich meinen Koffer, bestellte einen Platz auf der Post für den Abend, begab mich dann in den Salon und ließ den Herrn des Hauses rufen, um mich von ihm zu verabschieden. Er konnte nicht umhin, meine Beweggründe zu billigen und war ganz untröstlich über meine Abreise. Er begleitete mich selbst auf die Post und drückte mir sein tiefes Bedauern über die Widerwärtigkeiten aus, die mir das unentschuldbare Benehmen seiner Frau bereitet hatte. Ich meinerseits rieth ihm, künftighin ins Haus nie mehr eine Gouvernante für seine Mädchen zu nehmen, sondern dieselben in einer christlichen Anstalt unterzubringen; das hat er, wie ich später hörte, gethan und sich wohl dabei befunden. So reiste ich von Marseille ab, wo ich etliche theure christliche Freunde zurückließ, besonders die Familie des Pastor Armand Delille, in deren Mitte ich so oft meine angefochtene Seele hatte erquicken dürfen. Wieder lenkte ich meine Schritte nach Genf, wohin meine Tante mich dringend eingeladen hatte. Ueber Nizza, wo ich einen Theil des schönen Italiens sehen und den köst-

lichen Duft seiner damals glühenden Orangenhaine einathmen durfte, kehrte ich in die Schweiz zurück.

„So war ich denn nach mehrjähriger Trennung in meinem 25. Jahre wieder bei meiner theuern Tante. Da konnte ich nun in Muße mein zerstückeltes Leben überschauen; was war auch an meiner so beschränkten und vielfach durchkreuzten christlichen Thätigkeit, was sollte aus dem Missionsberuf, den ich im Herzen trug und doch nicht ausführen durfte, noch werden? Ueberwältigt von diesen Gefühlen warf ich mich an den Hals meiner Tante und weinte wie ein Kind. 'Was hast du denn?' fragte sie. Ihr durfte ich mein Herz ausschütten; ich rief: 'O ich werde nie glücklich sein, bis man mich in die Mission ziehen läßt.' — 'Nun gut,' antwortete sie, 'wenn dein Beruf so bestimmt ist, wie du uns glauben machen möchtest, so wirst du sicher das Ziel zu erreichen wissen. Du bist ja alt genug dazu.' — Dieses Wort meiner zweiten Mutter, eines feurigen Charakters, den jede Unentschlossenheit anwiderte, fiel wie ein Lichtstrahl in die Dunkelheit, die mich umgab. 'So sei's denn,' dachte ich, 'Mama hat mir ja schon zugesagt, daß wenn ich im fünfundzwanzigsten Jahre mich noch der Mission zu widmen wünsche, sie sich meinem Wunsch nicht mehr widersetzen, sondern mich mit ihrem Segen ziehen lassen wolle. Nun ists an mir zu handeln.'

„Sofort schrieb ich etliche Zeilen an Herrn Grandpierre, ob wohl die Pariser Gesellschaft meine Dienste gebrauchen und mir irgend ein Arbeitsfeld anweisen könne. Er antwortete mir umgehends, daß eine neue Sendung von Missionaren sich zum Aufbruch nach Süd-Afrika rüste, und daß man mich mit Freuden als Mitarbeiterin aufs Missionsfeld schicken werde; 'aber,' fügte er hinzu, 'da die Kommittee nur verheiratete Frauen aussendet, so erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen Missionar von zuverlässigem Charakter anzuempfehlen, der soeben ermächtigt worden ist, sich eine Gehülfin zu suchen.' Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich diese Mittheilung gelesen hatte; zum Heiraten hatte ich nie einen Zug verspürt. Wie konnte ich mich nun mit dem Gedanken vertraut machen, meine Freiheit einem unbekannten Manne zu opfern? Das war der erste Eindruck, den dieser Vorschlag auf mich machte.

„Aber ein zweiter Gedanke wurde mir fast gleichzeitig durch Gottes Geist eingegeben. 'Soll doch Alles im Glauben gethan werden! Ists nicht Gott selbst, der auch in diesem Umstand Alles zu

meinem Besten leitet? Wenn meine Berufung sich auf diese Weise verwirklichen soll, so geschehe der Wille des Herrn. Ich will gehorchen; ich bin seine Magd.'

„Ohne Zögern schrieb ich in diesem Sinne an Herrn Grandpierre und an meine Mutter. Bald trat ich in einen Briefwechsel mit Herrn Chr. Schrumpf von Straßburg, dem frommen Manne, den Gott mir zum Gatten ausersehen hatte. Der schriftliche Austausch unserer Gesinnungen, sowie ein persönliches Zusammentreffen, das bald nachher im Hause meiner Tante zu Frontenex stattfand, ließen uns beide hoffen, daß wir uns mit allem Vertrauen die Hand zum Bunde reichen und glücklich in einer Vereinigung leben dürfen, die die Verherrlichung des Namens Gottes zum Endzweck hatte, und der Erfolg hat diese Hoffnung gerechtfertigt.

„Unsre Hochzeit wurde also beschlossen, und ich war unaussprechlich glücklich. Wir rüsteten uns sofort zu der langen Reise über Meer und Land, die uns dem Schauplatz unsrer Missionsthätigkeit zuführen sollte."

2. In der Ehe und auf der Reise.

„Nachdem unsre Ehe am 22. Mai 1842 durch unsern theuern Bruder, Pfarrer Härter in Straßburg, eingesegnet worden war, begaben wir uns in den ersten Tagen des Juni nach Paris und London, wo wir uns nach der Algoa Bai einschiffen sollten.

„Wie viele edle theure Freunde da und dort mußten wir in größter Eile verlassen, umgetrieben von den verschiedensten Aufgaben! So kann ich nie auf den Geburtsort meines theuren Gatten zurückblicken, ohne daß mir das demüthige, edle Gesicht seiner guten alten Großmutter, der Wittwe Bein, vor die Seele tritt, wie sie in ihrem Lehnsessel sitzt und in ihrer großen Bibel liest. Noch sehe ich sie, wie sie bei meinem ersten Besuch trotz ihrer 80 Jahre mit erstaunlicher Lebhaftigkeit aufstand und, mich umarmend, ausrief: 'Ja, Herr! Du hast sie uns gegeben und wir preisen dich dafür!' Sie war damals noch sehr thätig, gieng festen Schrittes aus und ein, legte bei Tische vor, machte ihr Bett, wiederholte sich nie und betete mit seltener Salbung. Des Abends las sie uns ein Kapitel aus der Bibel, sagte aus ihrem reichhaltigen Gedächtniß ein deutsches Lied vor und betete mit Allen und für Alle.

„Den Tag vor unsrer Abreise von Paris, es war am Sonn-

tag den 26. Juni 1842, labte uns der theure Grandpierre mit einer Rede über die Worte der Ruth: 'Wo du hingehest, da will ich auch hingehen' rc., und stärkten wir Abends uns noch mit allen Bewohnern des Missionshauses durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Am Montag Nachmittag verließen wir die Hauptstadt Frankreichs. Eine große Zahl von Bekannten, darunter die Familie unsres würdigen Onkels Bein, begleiteten uns an die Post. Wir waren voll Freude und Trauer. In Boulogne besuchten wir am Dienstag den Gründer der dortigen evangelischen Kirche, Pastor Poulain, und besorgten unser Gepäck auf das Dampfschiff. Um Mitternacht wurden wir geweckt, das Paketboot zu besteigen. Es war eine herrliche Nacht, der Mond warf seinen blassen Schein auf das weite Meer. Ein Uhr schlug es, als wir die Ufer Frankreichs verließen.

„Lange hiengen meine Blicke an dem Leuchtthurm, der mir den Heimatboden bezeichnete; endlich verlor ich ihn aus den Augen und sang mir zum Troste eines unsrer schönen Lieder. Bald wurden alle Mitreisenden seekrank; ich blieb allein aufrecht unter ihnen. Besonders war mein armer Gatte in jener Nacht sehr leidend, er hatte sich erkältet und hustete viel. Damals begann mich seine Gesundheit zu beunruhigen, und wie oft habe ich seither Gott gebeten, ihn mir zu erhalten, wenn es Sein Wille wäre. Wir gelangten Mittwoch Nachmittags nach London. Herr J. Foulger, der Agent unsrer Gesellschaft, ein der Mission treu ergebener Kaufmann, erwartete uns am Landungsplatz. Erst nach langem Warten konnten wir unser Gepäck vom Zollamt fortschaffen und begaben uns müde und erschöpft in das für uns gewählte Logis. Sechs Tage brachten wir in der Weltstadt zu, immer unterwegs, immer beschäftigt. In dem Kreise, darin wir uns bewegten, war Niemand, der französisch oder deutsch verstanden hätte; so mußten wir nothgedrungen uns ans Englische wagen. Meine Berührung mit englischen Familien kam mir nun zu statten, ich verstand leicht, was man sagte, und mit einiger Anstrengung gelang es nach und nach, mich auch verständlich zu machen. Die angenehmste Stunde in London gewährte uns ein Besuch bei dem edlen Missionar Moffat. Der merkwürdige Mann schilderte uns das Leben eines Missionars in Afrika, seine Freuden und seine Nöthen, während sein ausdrucksvolles Gesicht die reinste Zufriedenheit aussprach. Seine liebe Frau war nicht weniger ansprechend und nützte uns durch viele Winke über das Einzelnste. 'Es ist was Schönes um das

Leben eines Missionars,' sagte sie, als wir allein beisammen waren, 'aber groß ist auch die Verantwortung. Noch schwerer und drückender ist oft, was uns Missionsfrauen obliegt. Ohne Gottes mächtigen Beistand würden wir bald der Last erliegen. Es ist so Vieles, was wir zuerst dem Gatten schulden, später den Kindern, dann den Eingebornen, bald mit Schulen, bald im Umgang mit den Weibern. Was brauchts nur, um ihnen zu zeigen, wie man Kranken abwartet! Und neben dem Allem sollen wir an ihren Seelen arbeiten.

„Der 'Guardian', der uns in unsere neue Heimat bringen sollte, war ein ganz neues Schiff von 600 Tonnen, auf welchem es uns beim ersten Besuch wohl gefiel. Da es aber eine Masse Auswanderer von allen Gegenden Großbritaniens, darunter wohl auch Säufer, mitzunehmen hatte, mußten wir uns auf eine sehr gemischte Gesellschaft gefaßt machen; dazu kam, daß unsre Reisegefährten, Geschwister Maitin, die einzige leere Kajüte mit uns theilen sollten, die sich leider auf dem Vordertheil der Schiffes befand. Ein blauer Vorhang theilte das Gemach in zwei gleiche Räume. In nächster Nähe hatte der Koch unter einem Feldbett seine Vorrathskammer eingerichtet. Darüber war eine Art Wandschrank, worin unsre Matratzen, Leintücher, Decken, Waschbecken und anderes Geräthe in buntem Verein mit dem Geschirr des Schiffskochs untergebracht war, die Seife neben halbgeleerten Büchsen von Thee und Zuckerwerk &c. Vor allem galt es nun, Hand ans Werk zu legen, um in unserm neuen Reich eine leidliche Ordnung herzustellen.

„Am 5. Juli segelten wir ab. Die ersten Wochen brachten wir im Bett zu, wegen des beständigen Schwankens. Da lagen wir alle vier in unserm kleinen Gemach, unfähig, einander den geringsten Dienst zu thun. Von schrecklichen Kopf- und Leibschmerzen geplagt und nicht im Stande irgend welche Nahrung bei uns zu behalten, waren wir auch im Geiste beklemmt; denn Keines hatte die Kraft, laut zu beten. Endlich wurde der Wind günstiger, das Meer legte sich, wir konnten aus dem Kanal hinausfahren und erstarkten zusehends. Doch konnte sich mein Gatte, der die meiste Zeit auf dem Verdeck zubrachte, noch immer nicht mit uns an den Tisch setzen, so sehr setzte ihm der eigenthümliche Geruch des neu getheerten Schiffes zu. Morgens standen wir gewöhnlich nach sechs Uhr auf und nahmen ein schlechtes Frühstück ein, das aus verschimmelten Kartoffeln, gebackenen Häringen und eingesalzenem Ochsenfleisch bestand; an den

Thee und Kaffee wagte sich selten Jemand. Darnach begaben wir uns gewöhnlich aufs Verdeck und suchten uns dort in der Nähe des Steuerruders ein schattiges Plätzchen. Dort lasen wir zusammen in der heiligen Schrift, ehe wir uns an die täglichen Studien und Arbeiten machten. Während der drei Monate, welche die Reise währte, hatten wir nur Einen kurzen Sturm zu bestehen.

„Wohlbehalten landeten wir Anfangs Oktober 1842 in Port Elisabeth. Dort fanden wir etliche Missionsfreunde, die sich bemühten, uns den kurzen Aufenthalt, welchen die Vorbereitungen zur Reise ins Innere nöthig machten, so angenehm als möglich zu machen. Da aber das Leben in der Hafenstadt sehr theuer kommt, zogen wir es vor, einige Tage auf der Missionsstation Bethelsdorp zuzubringen, die etwa zwei Stunden landeinwärts liegt. Dort fanden wir ein leeres Haus, in welchem wir uns mit unserm Bischen Hausrath einrichteten. Ich war die Haushälterin, was bei unsern damaligen Verhältnissen ein ziemlich einfaches Amt war, da ich nur Reis, Mais und getrocknetes Obst kochen ließ, wozu alle zwei Tage ein Stück Fleisch aus der Stadt kam. Während wir Frauen uns mit den Hausgeschäften zu thun machten und eine großartige Wäsche mit allem auf der Reise gebrauchten Weißzeug anstellten, packten unsre Herren in einem benachbarten Schuppen ihre Werkzeuge aus, vertheilten sie unter sich und halfen unsern Führern die Ochsenwagen zurichten, die uns nach dem Lande der Bassuto's bringen sollten, welches wohl dreißig Tagereisen von der Küste entfernt liegt. Die beschwerliche Reise ins Innere Afrika's sollte uns bald von unsern Freunden Maitin und Ludorf trennen; einstweilen fuhren wir fort, zusammen zu beten, und suchten einander das Leben so heiter zu machen, als es die Umstände erlaubten.

„Am 28. Oktober, als endlich Alles zur Abreise fertig war, nahmen wir von unsern Freunden in Bethelsdorp Abschied und begannen die Reise. Was soll ich von den 35 Tagen im Ochsenwagen erzählen, als daß sie meist ermüdend und sehr eintönig waren. Die afrikanische Natur ist in der heißen Zeit, in die wir gerade eingetreten waren, wie abgestorben. Hie und da trifft man auf der Straße einige Felsenhügel. Kein Baum, keine Quelle, kein Singvogel bringt Abwechslung für Aug und Ohr des ungeduldigen Wanderers. Selten sieht er eine kleine Heerde leichtfüßiger Gazellen, einige Büffel oder Strauße über das öde Land wie im Flug vorbeihuschen. Wenn

der Christ nicht von höheren Aussichten gehoben, durch andere als irdische Pflichten an den undankbaren Boden gebunden wäre, er würde ihm bald den Rücken kehren.

„Der fast gänzliche Mangel an Regen läßt oft die Ernte durch die glühende Sonne buchstäblich verbrannt werden. Wo es dem Landmann durch unerhörte Anstrengungen geglückt ist, sein Kornfeld zu bewässern, da muß er es sich nur zu oft bis auf die letzte Aehre von Heuschrecken abfressen lassen. Die Erscheinung dieser Heuschreckenschwärme hat etwas Ergreifendes. Von ferne sahen wir oft eine dichte schwarze Wolke sich am Himmel erheben; bald darauf hörten wir ein betäubendes Gesumse, und tausende von Insekten schwirrten ringsum und über uns her wohl eine halbe oder eine Stunde lang. Schaarenweise lagern sie sich auf den Waideplätzen oder auf den Getraidefeldern und lassen keine Spur von etwas Grünem zurück.

„Wie tröstlich wurde mir doch in dieser natürlichen und geistlichen Einöde die Verbindung mit meinem theuern Gatten! Während alles um uns her in der Ferne und Nähe mit keinem einzigen Gefühl unsrer Seele harmonirte, fühlten sich unsre beiden Herzen aufs Innigste verbunden; unser Glaube, unsre Hoffnung, unsre Freuden und Schmerzen waren für Beide dieselben. Wie dankte ich nun Gott für den unendlichen Segen, den Er mir bescheert, ohne daß ich selbst je darnach gesucht hätte.

„Im Anfang December erreichten wir endlich Bethulie, diejenige französische Station, welche der Kap-Kolonie am nächsten liegt. Miss. Pellissier und seine Gattin, letztere von englischer Herkunft, empfiengen uns mit offenen Armen. Hier sahen wir zum ersten Mal eine Betschuanenstadt oder vielmehr ein großes Lager, aus einer Unzahl kleiner runder oder kegelförmiger Hütten bestehend, welche parthienweise immer im Kreis um die verschiednen Plätze hergebaut sind, in denen das Vieh sich aufhält. Wir fanden die Betschuanen-Gesichter im Allgemeinen nicht so häßlich, als wir nach einigen Mustern ihres Stammes erwartet hatten. Manche unter ihnen fielen uns sogar durch eine würdige Haltung auf. Die Männer, die in der Nähe des Missionshauses wohnen, tragen meist lederne Beinkleider, die Frauen Röcke von Ziegenfell. Da sie aber von ihrem Karoß oder Pelzmantel sich nicht trennen können, werfen sie denselben noch über der andern Kleidung um. Einige haben ein grellfarbiges Tuch um den Kopf gewunden; ein kupfernes Halsband oder eine Masse Glasperlen

hängt ihnen um den Hals, auch tragen sie an Armen und Beinen verschiedne Ringe, die bei der geringsten Bewegung laut klirren. Ihre Haare sind kurz und kraus, die Augen schwarz, die Gesichtsfarbe dunkel schwarzbraun, die Nase sehr groß und platt. Zur Ausdehnung der letztern mag wohl ein flaches Löffelchen dienen, das die Eingebornen stets um den Hals tragen, und womit sie den ganzen Tag lang in den Nasenlöchern graben. Die Lippen sind ziemlich dick, die Zähne weiß wie Elfenbein. Die Kinder laufen meistens nackt herum. Am Sonntag versammelten sich 200—300 dieser Leute in einem kleinen Bau, der als Kirche diente, und Viele unter ihnen schienen aufmerksam zuzuhören.

„Da ich ihre Sprache noch nicht verstand, konnte ich nur für sie beten, daß Gott diesem Volke, das in Todesschatten sitzt, sehende Augen und hörende Ohren schenken möge. Die Schule schien regelmäßig besucht zu werden. Man zählte 80—100 Kinder und Erwachsene, die an den Wochentagen 2—3 Vormittagsstunden darin zubrachten. Eingeborne Unterlehrer ließen sie in den gedruckten Evangelien lesen und unterrichteten sie im Schreiben auf Schiefertafeln. Es schien mir, als hätte darin mehr gethan werden können, um die etwas blöden Schüler geistig aufzuwecken. Immerhin fühlten wir, was es um die Wiederbelebung eines sittlich so verkommnen Volkes sein müsse, und wie unsre weisesten Pläne und größten Anstrengungen ohne Gottes besondern Segen durchaus fruchtlos bleiben müßten.

„In den ersten Monaten des Jahres 1843 besuchten wir nach einander die verschiednen Stationen Berseba, Moria und Thaba-Bosign. Wir waren, wie man sich leicht denken kann, sehr gespannt auf den Tag, da wir endlich selbst die Hand ans Werk legen durften, und zwar auf einem Feld, da noch Niemand vorgearbeitet hatte. Verschiedene Umstände, unter anderm auch die Ungewißheit, wo wohl die neue Station zu errichten wäre, hielten uns viel länger als wir es wünschten bei unsern Freunden auf den alten Stationen fest. Doch blieben wir nicht unthätig. Alle unsre Zeit widmeten wir dem Studium der Sprache und der Sitten der Eingebornen, daneben suchten wir unsern Mitarbeitern nach Kräften bei ihren Aufgaben an die Hand zu gehen. Mein Mann predigte jeden Sonntag in einer oder der andern Gemeinde, bald holländisch bald französisch, und ein Dollmetscher gab die Rede Satz für Satz in der Sessuto-Sprache wieder.

„Am 24. August wurde ich, unter dem gastfreundlichen Dach

des thenern Casalis, von meinem ersten Kinde glücklich entbunden; das Mädchen sah stark, aber zugleich auffallend bleich aus, weinte viel und stieß oft einen herzzerreißenden Schrei aus. Eine Nacht hindurch konnte die Kleine kein Auge schließen und ihr Körper fühlte sich brennend heiß an. Wir wandten allerlei Mittel zur Hebung des Uebels an, aber scheinbar ohne Erfolg. Plötzlich schweigt das Kind, schließt die Aeuglein, öffnet den Mund, der Athem stockt und es ist mir, als ob der Herr das zarte Wesen wieder zu sich nehmen wolle; auch mein Mann hat keine Hoffnung mehr. In dieser großen Seelenangst warfen wir Beide uns auf die Kniee und übergaben das Kind unter heißen Thränen seinem Gott; unsre Herzen waren tief gebeugt, aber doch ergeben. Indessen hatte der himmlische Vater in jener Stunde nur unsern Glauben prüfen wollen. Ich legte mich nach dem Wunsch meines Mannes zu Bette und nahm den fast leblosen Leib an meine Brust, ihn zu erwärmen. Plötzlich seufzte das Kind tief auf und öffnete die Aeuglein. Die Krisis war glücklich vorüber, das Schwerste überstanden. Von dem Augenblick an wurde es besser mit unsrer Kleinen und ihre Kräfte nahmen täglich zu.

„Vierzehn Tage nach diesem Vorfall konnten wir endlich Bosigu verlassen und uns an unsern Bestimmungsort begeben, wo wir fast sechzehn Jahre lang an der Bekehrung der Heidenseelen arbeiten durften, die der Herr unserer besondern Pflege anvertrauen wollte. Unsre neue Station wurde Bethesda genannt.

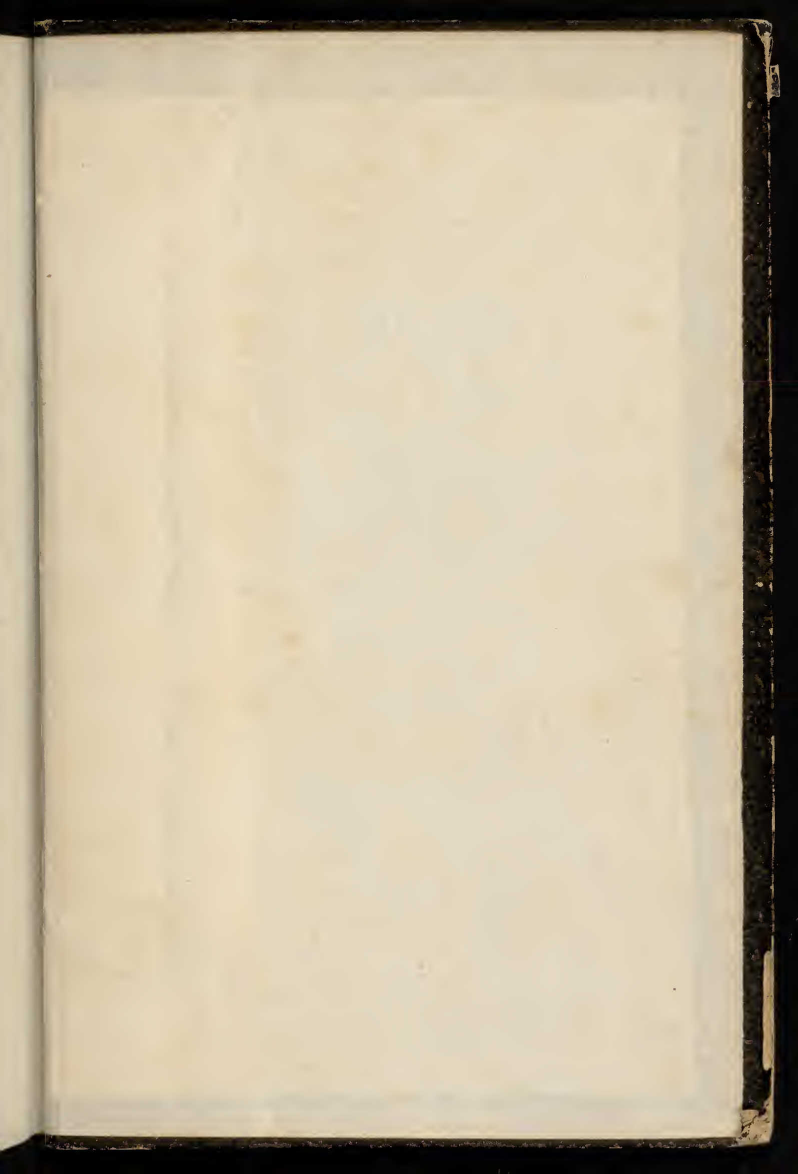
„Bei diesem schweren Unternehmen hatten wir den Missionsgehülfen Gossellin zum Mitarbeiter. Dieser Freund, der fortan unsre Einsamkeit und unsre Arbeit treulich mit uns theilte, gehört zu den guten französischen Landleuten vom alten Schlag, ist voll guter Laune, sehr redselig, läßt sich leicht von Andern bestimmen, kommt aber nur schwer dazu sich selbstständig zu entscheiden. Seine Eltern, katholische Bauern, in einem Dörflein der Picardie, hatten ihm nur eine sehr mangelhafte Erziehung angedeihen lassen können. Bis zu seinem 28sten Jahre führte er ein leichtsinniges Leben, im Sommer mit dem Vater als Maurer umherziehend, den Winter über mit Weben beschäftigt. Da wird seine Seele vom Wort des Heils in Christo erfaßt, wie es ihm ein evangelischer Prediger in einfacher lebendiger Weise nahe brachte. Alsbald gab er dem Katholicismus und seinem unordentlichen Treiben den Abschied, nahm den Schriftglauben mit ganzem Herzen auf und bemühte sich sofort in Wort und Wandel die Tugenden

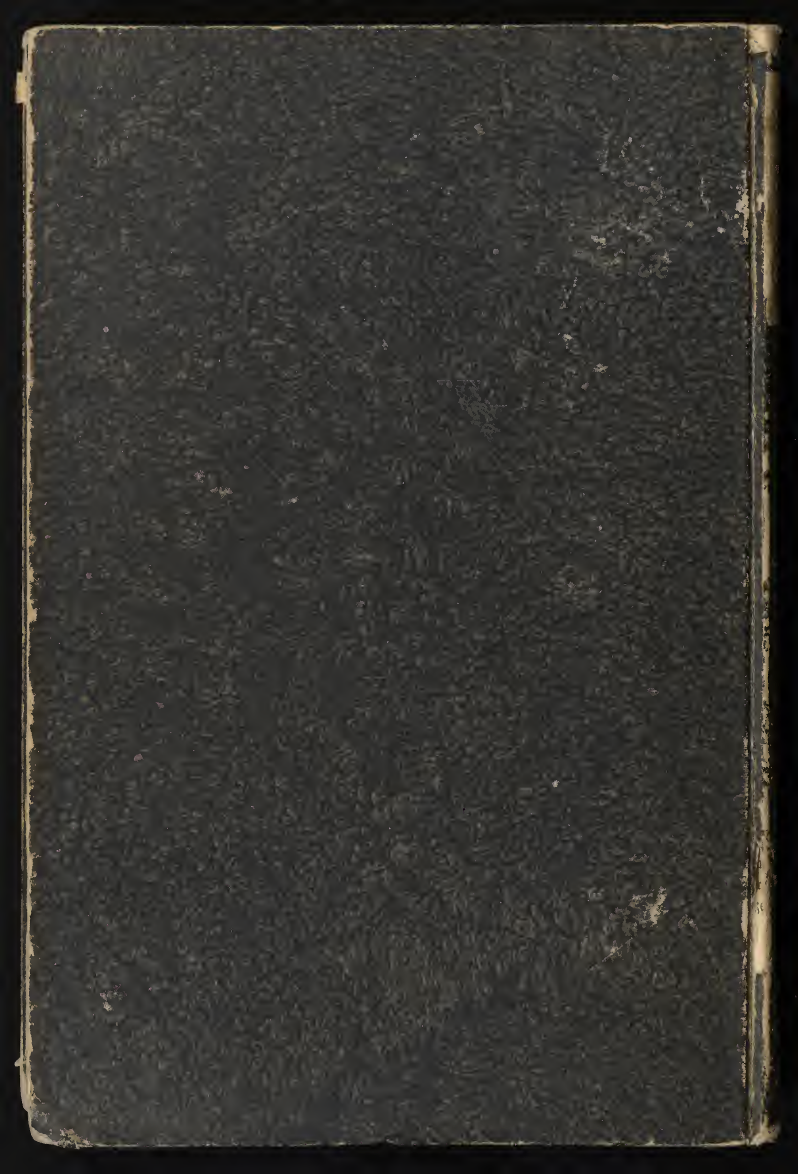
Dessen zu verkündigen, der ihn von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht berufen hatte. Er ward Colporteur, erhielt sich aber dabei noch durch seiner Hände Arbeit. So kam er nach Paris, um den Arbeitern der Hauptstadt das Buch Gottes in ihre Wohnungen zu bringen. Im Jahr 1830 fiel ihm ein Blatt in die Hände; es war ein Aufruf, welchen Professor Bonard an christliche Handwerker ergehen ließ, um sie aufzufordern, sich dem Missionswerk als Gehülfen zu widmen. Kaum hat er es gelesen, so fühlt Gossellin sich berufen und läßt sich nach Südafrika schicken, allwo er mit Lust und Eifer bei der Gründung der zwei Stationen Moria und Bosigu Hand anlegte. Als er sich zu uns gesellte, war er erst 43 Jahre alt, seine Konstitution hatte aber vom Klima wie von der harten Berufsarbeit schon sehr gelitten. Das hat ihn nicht gehindert, uns in den verschiedensten Arbeiten der neuen Station die schätzenswertheste Hülfe zu leisten."

Missionsliteratur.

Die praktische Theologie, dargestellt von Dr. Friedrich Ehrenfeuchter. Erste Abtheilung. Göttingen 1859.

Lange genug hat sich die Theologie der Universitäten in Lehrern und Schülern zu den Bestrebungen der evangelischen Mission gleichgiltig verhalten. Freilich die Lehrer der Kirchengeschichte mußten erzählen, wie vor Alters das Evangelium ein Land um das andere aufgesucht, durchwandert, erobert habe; die Schüler mußten beim Examen die betreffenden Männer und Jahreszahlen wissen; wer nicht wußte, was einstens geschehen war, bewies sich ja als ungelehrter Mann. Aber was geht uns die Gegenwart an? Daß das Evangelium über das römische Reich, über die germanischen Völker u. s. w. einen Sieg errungen, bei ihnen als die Religion ihres Bedürfnisses, vielleicht sogar des Heils sich bewiesen hat, war eine Thatsache, welche man anerkennen mußte; ob aber alle Völker des Evangeliums bedürfen, ob es noch jetzt die Kraft ist, selig zu machen durch Offenbarung von Gerechtigkeit aus Gott, wird bestritten, ist demnach zweifelhaft. Lasset uns also erst warten, wie die Dinge gehen; gelingen sie, so ist unsere Gelehrsamkeit noch immer rechtzeitig bei der Hand, um das Geschehene in unseren Büchern nachzuzutragen! Wie unwürdig der theologischen Wissenschaft diese Gleich-





Rosette Schrumpf.

Erste Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

Woher unser Herr seine Leute nimmt, ist für alle diejenigen, welche Freude haben am Werk seiner Hände, eine Frage von eben so großer Wichtigkeit als die, zu was allem er sie verwendet. Haben wir neulich im Leben des edlen Lacroix die Spur eines Mannes verfolgt, der auf der Grenze französischen und deutschen Lebens heranwuchs, um nachher in holländischer und englischer Umgebung den Heiden das Evangelium zu verkündigen, so stellt sich dem nun nicht unwürdig an die Seite das Bild einer Missionsfrau, welche ähnliche Verhältnisse durchlief, aber freilich viel schneller das Ziel ihres Laufs erreichte. Es ist dieß die Gattin des Pariser Missionars Schrumpf, die ihr Leben großentheils selbst beschrieben hat.*) Sie hatte diese Blätter zunächst für ihre eigenen Kinder und ihre übrige zahlreiche Familie bestimmt, in deren Kreis sie geliebt und innig verehrt war. Daher mag es auch sich erklären, daß sie so offen und unverhüllt über Alles sich ausspricht, was ihr im Leben begegnet ist, und öfters Urtheile über Personen und Sachen hier niedergelegt, die wie es scheint nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Welche Gesichtspunkte aber auch den Herausgeber dieser Autobiographie geleitet haben mögen, wir sind ihm aufrichtigen Dank schuldig für das unverhüllte Bild, das er vor uns hinstellt. Es ist lehrreich auch in den Zügen, die wir vielleicht anders wün-

---

*) Autobiographie de Mme. Rosette Schrumpf, née Vorster, Missionaire au Sud de l'Afrique. Strasbourg 1862. Zu haben (à Fr. 1.25) bei Herrn C. Schrumpf, 278, Schiltigheim bei Straßburg, sowie im Dépôt des livres religieux, vieux-Marché aux Poissons, 30.